

„Was nennst du mich gut?“ - Bibelarbeit zu Mk. 10,18

Einleitung

Was nennst du mich gut? Wann ist ein Mensch gut? Wann ist ein Mann gut genug, um als Vorbild zu dienen? Was sind überhaupt Vorbilder? Haben wir welche? Brauchen wir welche? Sind wir selbst welche? Ich lese als biblischen Ausgangspunkt für unsere Überlegungen aus dem Markus-10,17-21.

„Als sich Jesus auf den Weg machte, lief einer herbei, kniete vor ihm nieder und fragte ihn: Guter Meister, was soll ich tun, damit ich das ewige Leben ererbe? Aber Jesus sprach zu ihm: Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein. Du kennst die Gebote: »Du sollst nicht töten; du sollst nicht ehebrechen; du sollst nicht stehlen; du sollst nicht falsch Zeugnis reden; du sollst niemanden berauben; ehre Vater und Mutter.« Er aber sprach zu ihm: Meister, das habe ich alles gehalten von meiner Jugend auf. Und Jesus sah ihn an und gewann ihn lieb und sprach zu ihm: Eines fehlt dir. Geh hin, verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben, und komm und folge mir nach!“ (Mk. 10,17-21) Wir wissen auch, wie es weiter geht. Der Jüngling geht traurig weg. Dann heißt es, dass es für die Reichen ebenso schwer ist, ins Himmelreich zu kommen, wie für ein Kamel, durch ein Nadelöhr zu gehen. Der Schluss aber verheißt, dass bei Gott manche Dinge möglich sind, die wir nicht zuwege bringen.

Das Gute

Was der junge Mann anspricht, ist die Frage, wie es gut wäre zu leben und was gut wäre zu tun. Jesus lässt sich auf das Thema ein und geht mit Vehemenz in den Aufschlag hinein. Noch bevor er zum guten Leben und guten Handeln etwas sagt, fängt er eine Grundsatzörterung darüber an, was eigentlich das Gute ist. „Was nennst du mich gut? Niemand ist gut als Gott allein.“ Und wie Jesus eine eigentlich beiläufige Bemerkung zu einer Betrachtung zum Wort „gut“ nutzt, so sei es auch uns gestattet, ein paar grundlegende Beobachtungen zu versuchen.

Was ist eigentlich gut? Wie definiert man gut? Wir verwenden das Wort verschieden. Es bedeutet einmal einen Grad an Richtigkeit. So bei der Schulnote gut. Wer ein „gut“ bekommt, hat Aufgaben richtig gelöst oder Aufsätze überzeugend geschrieben. Gut ist nicht das Beste. Aber es bedeutet annähernd richtig.

Eine andere Aussage ist es, wenn ein Landwirt etwa davon spricht, sein Boden sei gut. Dann meint er, der Acker hat eine bestimmte Güte im Sinn von einem großen Potential, dass etwas darauf wächst, was er verkaufen kann. In diesem Sinn kann eine Maschine gut sein, wenn sie etwa mit einem hohen Wirkungsgrad arbeitet. Oder auch eine gute Rasse an Zuchtschweinen, die schnell schlachtreif werden und hochwertiges Fleisch haben. Gut bedeutet in diesen Zusammenhängen ein hohes Potential an Nutzen und Ertrag.

Und „gut“ ist dann natürlich ein ethischer Begriff und meint ein moralisch hochwertiges Verhalten. Jesus verweist auf die Gebote. Ein Moralphilosoph würde antworten, gut sind bestimmte Sinngehalte, die dem Wert und der Würde eines jeden Menschen dienlich sind. Ein Pragmatiker hält für gut, was sich im Rahmen der Legalität bewegt. Der Utilitarist sagt: gut ist, was nützt. Und schon erkennen wir: „Gut“ lässt sich kaum in absoluter Weise beschreiben, weil es immer ein Maß an Übereinstimmung mit bestimmten Werten bedeutet, die aber kulturell gewachsen und deshalb von bestimmten Umständen abhängig sind.

Die Philosophiegeschichte hat hinsichtlich des Guten, griechisch „to agaton“, lateinisch „bonum“ mehrere Unterscheidungen festgestellt. Es wird schon in der Antike über das absolut Gute nachgedacht. Auf den Menschen angewendet ist dann vom sittlich Guten die Rede als Maßstab des Handelns. Davon zu unterscheiden ist das relativ Gute im Sinn einer Nützlichkeit oder rein zur Befriedigung von Bedürfnissen.

Das absolut Gute sind bei Plato die Ideen, bei Aristoteles das, wonach alles strebt. Für Augustin ist das absolut Gute Gott, an dessen Gutsein alles Geschaffene mehr oder weniger Anteil hat. Die mittelalterliche Scholastik unterscheidet demnach zwischen Gott als dem, was seinem Wesen nach gut ist (bonum per essentiam) und der Schöpfung, die daran nur partizipiert (bonum per participationem), aber nicht selbst gut in diesem essentiellen Sinn genannt werden kann.

Es scheint so, als würde Jesus solche philosophischen Kategorien kennen. Er trifft jedenfalls ganz ähnliche Unterscheidungen, dass man das Gute an sich und das Gute als einen verbindlichen Wert und schließlich das gute Tun auseinander halten muss. Dennoch erstaunt es, dass Jesus nicht gut sein soll. Wie soll man das verstehen? Auch die christliche Gemeinde zur Zeit der Evangelisten war es gewöhnt, Jesus als sündlos, also in einem übermenschlichen Maß gut zu nennen und müsste ebenso erstaunt über die Antwort sein. Die Aussage Jesu ist wohl so zu verstehen, dass er sagen will: Niemand, der sich in irdischen Kontexten bewegt, ist gut im absoluten Sinn. Auch in ihm selbst ist das Gutsein angefragt und angefochten, wie an der Geschichte der Versuchung oder auch im Garten Gethsemane zu sehen ist. Zwar hat er das Gutsein in diesen Anfechtungen bewahrt. Aber es ist in ihm nicht eine ewiggleiche Eigenschaft, sondern sie bewährt sich bei ihm unter irdischen Bedingungen. Darum kann man auch sein Gutsein nicht ein-für-allemal feststellen, sondern immer nur im Moment. Gutsein in Vollkommenheit, also in einem ontologischen Sinn, kommt nur den Schöpfer zu. Es ist ein göttliches Prädikat wie Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit. So eben auch Allgüte.

Es ist eigentlich klassisch scharfsinnig und beinahe lexikonreif, wie Jesus die verschiedenen Ebenen, auf denen vom Guten geredet werden kann, nacheinander abschreitet. Zuerst der Satz vom Guten an sich – das ist Gott. Dann der Satz vom Sittlich Guten, von den Maßstäben der Moral – das sind die Gebote. Und dann kommt aber die Ebene, auf der wir Menschen uns bewegen, nämlich was wir aus diesen Maßstäben machen und wie wir sie umsetzen. Er schreitet in seiner Antwort vom einen zum anderen und kommt schließlich dahin, wonach der junge Mann eigentlich gefragt hatte: Was muss ich tun?

„Verkaufe alles, was du hast und folge mir nach.“ Das kann er nicht. Er geht traurig weg. Und auch damit ist etwas angesprochen, was wir kennen: dass das Gute zu tun schwer ist. Und dass Worte allein nicht viel nützen. Womit wir mitten drin sind im Thema der Vorbilder, die uns auf einer anderen Ebene ansprechen als die bloßen Richtigkeiten. Was geben sich Eltern für Mühe und reden auf ihre Sprösslinge ein. Das Vorbild der anderen wirkt zehnmal stärker. So fehlt es auch dem Jüngling an einem Vorbild, das ihn dazu bewegt, was er vielleicht in seinem Verstand schon er-

kannt hat. Aber durch Worte allein wird der Jüngling nicht bewegt etwas zu ändern, selbst wenn ihm damit die Seligkeit verheißen wird.

Von Erfahrung zur Einsicht

Ich möchte Ihnen an dieser Stelle ein paar grundlegende Überlegungen der theologischen Ethik zumuten. Wie kommen wir zu Werten und Einsichten? Vor allem aus Erfahrungen. Einsicht entsteht aus Erfahrungen: geschichtliche Erfahrungen, Erfahrungen des eigenen Lebens, auch wissenschaftlicher Erfahrungen und Glaubenserfahrungen. Erfahrungen sind der Motor für Veränderungen. Sie bedürfen aber, um zur Einsicht zu werden, zusätzlich noch des Nachdenkens; denn eine Erfahrung ohne Vernunft würde im bloßen Betroffensein stecken bleiben. Die moralische Einsicht speist sich also aus den Erfahrungen, aber beurteilt diese Erfahrung mithilfe der Vernunft, die sich an dem, was sie bisher als gut erkannt hat, orientiert. (hier und im folgenden nach Dietmar Mieth, Moral und Erfahrung I, Grundlagen einer theologisch-ethischen Hermeneutik)

Die maßgeblichen Stichworte aus diesen Überlegungen sind Erfahrung, Vernunft und Einsicht. Wie sich aus Erfahrung und Vernunft eine Einsicht vom Guten formt, das möchte ich Ihnen an zwei beispielhaften Geschichte vorführen. Wir überprüfen also die Theorie an der Praxis. Und ich frage dann auch danach, wie in dieser Systematik eigentlich die Vorbilder vorkommen.

Vor langer Zeit, da jemand, der Geld schuldig war, noch ins Gefängnis geworfen werden konnte, hatte ein Londoner Kaufmann das Unglück, bei einem Wucherer mit einer hohen Summe in der Kreide zu stehen. Der Geldverleiher, der alt und hässlich war, hatte es auf die junge schöne Tochter des Kaufmanns abgesehen. Also schlug er einen Handel vor: Er sagte, er würde dem Kaufmann die Schuld erlassen, wenn er stattdessen das Mädchen bekäme.

Vater und Tochter waren entsetzt über diesen Antrag. Daraufhin riet der schlaue Wucherer, das Schicksal entscheiden zu lassen. Er erklärte den beiden, er würde einen schwarzen oder einen weißen Kiesel in eine leere Geldkatze stecken, und dann müsse

das Mädchen einen Stein herausholen. Erwische sie den schwarzen Kiesel, würde sie seine Frau, und ihrem Vater sei die Schuld erlassen. Gerade ihr der weiße Kiesel in die Finger, bliebe sie bei ihrem Vater, und dieser brauche trotzdem nichts zurückzubezahlen. Weigere sie sich aber, einen Stein aus dem Beutel zu nehmen, so wandle ihr Vater ins Gefängnis und sie würde verhungern.

Widerstrebend gab der Kaufmann seine Einwilligung. Sie standen, während sie dies besprachen, in seinem Garten auf einem kiesbestreuten Weg. Der Geldverleiher bückte sich, um die zwei Steine aufzuheben. Das Mädchen, das die Angst scharfsichtig gemacht hatte, bemerkte jedoch, dass er zwei schwarze Kiesel nahm und in die Geldkatze steckte. Und nun forderte sie der Wucherer auf, den Stein herauszuholen, der über ihr Los und das ihres Vaters bestimmen sollte.

Was konnte das Mädchen tun? Wie würde man an ihrer Stelle handeln? Zieht sie einen der beiden schwarzen Steine, muss sie den Wucherer heiraten. Weigert sie sich, auf das Spiel einzugehen, muss ihr Vater ins Gefängnis. Als Ausweg erscheint zunächst die Möglichkeit, den Betrug aufzudecken; aber dann wird der Wucherer die angebotene Möglichkeit ganz zurückziehen. Der Ausgang wäre derselbe.

Bleibt also nur die Alternative, sich entweder dem Vater zu opfern oder ihn seinem Schicksal zu überlassen. Beides sind nicht nur unangenehme Alternativen, sie sind auch beide moralisch fragwürdig. Den unglücklichen Vater im Stich zu lassen, wäre schmachvoll. Den Vater zu retten, wäre zwar richtig, die Hingabe an den Wucherer aber kein gutes Mittel. Bekanntlich heiligt ein guter Zweck nur gute Mittel, nicht auch schlechte.

Das Mädchen aus unserer Geschichte steckte die Hand in die Geldkatze und zog einen Stein heraus. Ohne ihn anzusehen, stellte sie sich ungeschickt an und ließ ihn zu Boden fallen, wo er sich sofort unter den anderen Steinen verlor. „Oh ich Tölpel!“ sagte sie. „Aber es macht ja nichts. Wenn ihr in den Beutel seht, könnt ihr an der Farbe des anderen Steins feststellen, welchen ich genommen habe.“ Der zurückbleibende Stein ist natürlich schwarz; nur der Geldverleiher weiß, dass der gefallene Stein auch schwarz war. Aber das kann er nicht eingestehen. So ist der Vater frei.

War das jetzt gut? Es war bestimmt das Bestmögliche und vielleicht auch das Richtige. Es war auch ungewöhnlich clever. Aber taugt das Mädchen damit zum Vorbild? Ihre Tat ist ja genau so zweifelhaft wie die des Wucherers. Die Absicht ist beide Male gleich: dem Gegner soll ein Stein zugespielt werden, der für die eigene Person den größten Vorteil bringt. Auch das Vorgehen ist gleich: sie benutzen beide einen Trick, um den Gegner hereinzulegen.

Erfahrung, Vernunft, Einsicht. Die Erfahrung war eindrücklich, weil bedrängend und schicksalsentscheidend. Eine solche Erfahrung hat Kraft, um zum Motor einer Einsicht zu werden. Aber die Vernunft tritt dazu. Darf man Betrüger betrügen? Ist das die Einsicht? Nein, wir erkennen an dem Beispiel etwas anderes. Nämlich dass die Linie von der Erfahrung zur Einsicht nicht so statisch gedacht werden kann. Wir begegnen in konkreten Situationen kaum dem Guten als eindeutige Kategorie, wie es etwa in den Geboten vorliegt, sondern nur dem in dieser unwiederholbaren Situation Angemessenen. Ein Wert kann daraus nicht in Reinheit entstehen. Trotzdem entsteht nicht nichts. Es entsteht ein Stückchen Ahnung und Prägung, die sich wieder abrufen lässt und sich in künftigen Situationen auswirken wird. Es ist ein Baustein, der erst mit vielen anderen Bausteinen zu einer Einsicht werden wird, die wir am Ende einen Charakterzug nennen.

Etwas kürzer auch noch Gegenbeispiel. Auch eine Geschichte mit demselben Motiv, dass sich eine Tochter für ihren Vater opfern soll. „Die Schöne und das Biest“ ist vielleicht bekannt. Hier liefert sich die Tochter freiwillig einer Bestie aus, um den Vater vom Tod zu retten. Als das Unheil abgewendet ist, hält die Tochter, obwohl sie sich auch anders hätte entscheiden können, ihr Wort und kehrt zu dem Ungeheuer zurück. Im Märchen wird so viel Edelmut belohnt: die Bestie wird erlöst, und der schöne Jüngling wird zum Geliebten des Mädchens.

Im Vergleich zu dem Kieselsteinmädchen denkt die Schöne nie daran, die Situation zu ihren Gunsten auszunutzen. Sie sucht nicht für sich einen Vorteil. Sie wird allen moralischen Ansprüchen gerecht. Sie ist ehrlich, aufrichtig, selbstlos. Sie ist das, was

man sich unter einer Heiligen vorstellt. Auch der kontrollierende Verstand hätte an ihr nichts auszusetzen.

Aber wer ist das überzeugendere Vorbild? Die Schöne ist untadelig und selbstlos, aber das Mädchen in der Kieselgeschichte ist anregend. Die Schöne ist es wert, dass man ihr Verhalten würdigt. Aber die Nachahmung gelingt nicht, weil hier einfach ein moralisches Übersoll gezeigt wird. Hier wird Perfektion geboten. In der Perfektion steckt aber nicht die Kraft des anteilnehmenden Miterlebens. Ähnlich ist das auch in anderen Märchen, z.B. im Sterntaler wo das selbstvergessene Hergeben bis zum Letzten dargestellt wird.

Die Schöne und das Sterntalermädchen haben zwar Moral, aber sie stehen nicht mehr auf dem Boden der Erfahrung, und damit fehlt ihnen der Motor, der bewirkt, dass ihr Beispiel zur Einsicht wird. Es ist für das reale Leben nicht möglich, sich diese perfekten Gestalten zum Vorbild zu nehmen. Durch sie wird dargestellt, was das Gute im abstrakten Sinn ist und bleibt. Aber als Vorbilder für das, was im Leben manchmal nur bestmöglich ist, taugen sie wenig. Hier sind eindrücklicher die Erlebnisse einer besonderen Situation, die sich nicht einfach wiederholen lässt, in der aber etwas geschehen ist, was eine Wirkung hinterlassen hat.

Wir haben jetzt eine wichtige Unterscheidung getroffen, die für unser Thema der Vorbilder wichtig ist. Im ersten Fall ist das Erlebnis stark. Auch wenn die Vernunft etwas zu kritisieren findet, bleibt eine Wirkung, die das Zeug hat, zu einer Einsicht beizutragen. Im zweiten Fall stimmt die Vernunft uneingeschränkt zu. Es fehlt aber der glatten Szene die Kraft, um überhaupt eine bleibende Wirkung zu entfalten.

Der Erkenntnisgewinn ist: Vorbilder wirken nicht dadurch, dass sie perfekt sind, sondern weil sie uns emotional beteiligen. Dabei gibt es verschiedenen Arten von Vorbildern. Die einen sind immer da. Sie üben ihre Prägung aus durch ständige Wiederholung und Einübung. Das ist die Mutter, die immer das Mittagessen vorbereitet hatte und alle Fahrten zum Hobby oder zum Arzt übernommen hat. Sie war einfach immer da. Angehörigen haben manchmal von der Mutter kaum etwas zu erzählen haben außer diesem: sie war immer für uns da. Hier hat die verlässliche Kontinuität geprägt.

Wie sehr, das wird einem manchmal erst bewusst, wenn man sich klar macht, wie viel von dieser Art zu leben übernommen wurde. Wie man ein Bett bezieht, Wie Kohlrouladen gerollt werden. Welche Rituale beim Abendessen gepflegt werden. Und auch die Sprache. Wer kennt den Ausdruck: Es ist Viertel-zwölf? Die meisten nicht. Dreiviertel-zwölf geht noch, das ist Viertel vor eins. Genauso ist Viertel-zwölf Viertel nach Elf. Ich kenne das, weil meine Mutter so geredet hat. Das sind die Vorbilder, die uns ganz stark zu dem gemacht haben, was wir sind, ohne dass wir uns bewusst dafür entschieden hätten. Aber sie haben uns ein Leben lang emotional beteiligt, weil die Beziehung eng und stabil war.

Die Väter, die oft nicht so präsent waren, haben eine andere Möglichkeit. Wir lernen nicht nur durch Dauer, sondern auch in besonders einprägsamen Situationen. Die Erlebnispädagogik beruht darauf. Man kann als Vorbild einprägsam werden, wenn die Situation eine besondere Bedeutung hatte. Wir ermuntern Väter dazu, das oft vorhandene Manko der Zeit und der Kontinuität dadurch auszugleichen, dass sie bewusst einprägsame Situationen mit ihren Kindern inszenieren, um darin für ihre Kinder als Vorbilder greifbar und einprägsam zu sein.

Die Soziologie spricht auch von besonderen Kontingenzerfahrungen, an denen wir Einsichten gewinnen. Das sind oft Krisen gewesen, die wir bewältigen mussten. Wenn in solchen stark aufgeladenen Situationen ein Mensch hilfreich gewesen ist, dann ist das enorm eindrücklich, weil die Situation so schwierig war. Häufig sind dies Geschichten, die wir nie wieder vergessen und auch nach 20 Jahren noch erzählen können. Und diese Verhaltensweisen, die damals eine Lösung aufgezeigt haben, sind zu einem Teil unserer eigenen Maßstäbe, man könnte auch sagen zu einem Teil unserer Seele geworden. An ihnen sind wir einsichtig geworden. An ihnen haben sich unsere Werte gebildet. Wie mir damals jemand geholfen hat, das ist für mich ein Vorbild. Ich hoffe, ich kann in einer vergleichbaren Situation einmal ebenso hilfreich sein.

Gesinnung und Tat

Ich kehre wieder zu unserer biblischen Szene zurück. Was trägt dieser kurze Wortwechsel eigentlich aus für unser Thema der männlichen Vorbilder und vorbildlichen

Männer. Es bestätigt zunächst, was wir bisher herausgefunden haben. Jesus ordnet sich ein unter diejenigen, die das Gute unter irdischen Bedingungen bewähren müssen. Trotzdem kann er zu dem Jüngling sagen: Folge mir nach, was ja wohl bedeutet: Geh meinen Weg mit. Nimm mich zum Vorbild. Ein Vorbild kann also in seinem eigenen Verständnis nicht nur der sein, der gut im absoluten Sinn ist. Auch die Annäherung an das Gute genügt, um für andere eine Richtung anzuzeigen, die sich zu verfolgen lohnt.

Ich will von hier aus etwas weiter in die biblische Tradition zurück greifen. Dazu habe ich die Konkordanz bemüht und festgestellt, dass „Vorbild“ kein zentraler Begriff der Bibel ist. Das Wort kommt insgesamt nur 14 Mal vor, und zwar ausschließlich im Neuen Testament und da ganz überwiegend bei Paulus und in der paulinischen Tradition. Wo wir Vorbild übersetzen, steht im Griechischen τυπος oder πρότυπος. Und es sind drei Kategorien, in denen solche Vorbilder eine Rolle spielen.

Die erste Kategorie sind die negativen Vorbilder, deren Beispiel man nicht folgen soll. Die zweite Kategorie sind die Vorbilder im Leiden und in der Geduld, nämlich Christus und die Propheten. Christus selbst hat uns mit seinem Kreuzesweg ein Vorbild hinterlassen. Die dritte Kategorie sind Menschen, die einen vorbildlichen Lebenswandel führen, in erster Linie die Apostel, dann aber auch die Gläubigen, die wiederum anderen ein Vorbild geben sollen.

Ich will diese drei Kategorien einzeln besprechen. Zuerst die negativen Vorbilder. Es wimmelt in der Bibel von Negativ-Beispielen. Adam und Eva hätten nicht auf die Verführung hören, sondern sich an das Gebot halten sollen. Dann kommt die Sintflut, weil das Dichten und Trachten der Menschen böse ist von Jugend auf. Die Propheten sagen den Untergang an, weil die Gesellschaft so verdorben ist. Und immer wieder sind die Menschen eigensinnig, kommen vom Weg der Gebote ab, dienen anderen Göttern, müssen deshalb den Niedergang zu spüren bekommen. Aber Gott erbarmt sich, setzt Richter und Retter ein. Das bringt die Menschen auf den Pfad der Tugend zurück. Aber es dauert nicht lange, bis der Übermut und Niedergang von vorne losgeht.

Das ist ein pessimistischer Blick auf die Menschen, weil sie als Wesen dargestellt werden, die nicht auf Dauer beim Guten bleiben können. Es gelingt ihnen zeitweise. Aber insgesamt gehört zum Menschenbild der Bibel auch die Sünde. Und mit der Lehre von der Erbsünde wird daraus ein grundlegendes Verhängnis, das über der gesamten Menschheit liegt. Es besagt: Menschen sind nicht gut. Für Paulus ist dies eine schicksalshafte Tatsache, der wir unterworfen sind. Erst das Christusgeschehen und der Glaube bewirkt, dass wir eine neue Schöpfung werden und nicht mehr von der Sünde beherrscht werden. Allerdings muss er seine Leute daran erinnern, dass sie diese Möglichkeit zu einem neuen Leben auch annehmen und sich nicht wieder das Joch dieser alten Knechtschaft auflegen lassen. Wir haben dieses Wort in der Konzeption der Männerarbeit der EKD besonders hervorgehoben.

Die zweite Kategorie biblischer Vorbilder ist zahlenmäßig klein, nämlich nur Christus, allenfalls noch die Propheten. Ihr Vorbild liegt darin, dass sie geduldig und selbstlos sind. Es wird zwar von ihm auch erzählt, dass er mit Sündern gegessen, mit Pharisäern gestritten und Kranke geheilt hat. Aber an ihm sind nicht so sehr diese Situationen wichtig, sondern beim ihm zählt, welche Art von Leben er verkörpert hat. Eine schöne Zusammenfassung ist im sogenannten Philipperhymnus gegeben. Das ist ein altes Lied, das Paulus uns überliefert, wie es in den Gemeinden gesungen oder rezitiert wurde. Darin heißt es:

„Seid so unter euch gesinnt, wie es auch der Gemeinschaft in Christus Jesus entspricht: Er, der in göttlicher Gestalt war, hielt es nicht daran fest, Gott gleich zu sein, sondern entäußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, ward den Menschen gleich und der Erscheinung nach als Mensch erkannt. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz.“

Jesus gilt als das entscheidende Vorbild nicht für die einzelnen Handlungen, sondern für die grundlegende Gesinnung. „Seid so unter euch gesinnt, wie Jesus es war.“ Und was macht diese Gesinnung aus? Er bildete sich nichts ein auf seine göttliche Abstammung. Er verzichtete, er gab seine Herrschaft auf, er wurde ein Knecht, ein Mensch, ein Wesen der Vergänglichkeit. Er erniedrigte sich. Er ließ alle Selbstbezo-

genheit los, allen Eigennutz, alles Recht, das ihm zustand, bis dahin, dass er sich selbst dem Tod unterwarf.

Wenn er in die Nachfolge ruft, heißt das, in diese Gesinnung und Lebenshaltung einzutreten. Verkaufe, was du hast und folge mir nach. Habe diese Gesinnung, von dir absehen zu können. Habe diese Gesinnung ein Leben zu leben, das sich nicht mehr selbst sichern, sondern sich nur noch verdanken will. Paulus erzählt von Jesus keine Geschichten, weil für ihn nur diese Selbstlosigkeit zentral ist. Es wirkt wie Schwäche. Aber es ist die eigentliche Stärke, mit der sich am Ende auch der Tod überwinden lässt.

Männer hören das vielleicht nicht gerne. Ich erinnere mich, als wir an der Konzeption gearbeitet haben, sprachen wir darüber, dass die Demut unmännlich wirkt. Sie hat etwas Passives, Hinnehmendes, Fatalistisches. Wir waren uns einig, dass das Leiden Jesu natürlich etwas sehr Aktives war. Aber es wirkt nicht so. Männer wollen nicht hinnehmen, sondern wollen etwas tun. Männer wollen gestalten. Männer wollen etwas in die Hand nehmen. Männer wollen einen Jesus, der streitet, der sich nicht alles gefallen lässt, der bis zum Umfallen schufftet und der etwas erreicht. Männer wollen etwas schaffen. Und in diesem Bedürfnis müssen wir ihnen entgegenkommen. Sonst wirkt der Glaube so langweilig, dass Männer sagen, das ist nichts für mich.

Damit sind wir bei der dritte Kategorie, in der nun endlich von Vorbildern die Rede ist, so wie wir es kennen. Das sind die Apostel. Und das sind diejenigen, die ein überzeugendes, untadeliges Leben führen. Von Timotheus heißt es: „du aber sei den Gläubigen ein Vorbild im Wort, im Wandel, in der Liebe, im Glauben, in der Reinheit.“ (1. Tim. 4,12) Und im Titusbrief wird gesagt: „Dich selbst aber mache zum Vorbild guter Werke mit unverfälschter Lehre, mit Ehrbarkeit, mit heilsamem und untadeligem Wort.“ (Tit. 2,7)

Das ist noch wenig anschaulich. Deshalb war im Mittelalter auch nicht die Bibel das meistgelesene Buch, sondern die Legenda aurea. Die Sammlung von Heiligenge-

schichten, worin sie alle vorkommen, Stephanus, Sebastian, Andreas, Katharina, Barbara. Das war für die Volksfrömmigkeit viel attraktiver als die Bibel, weil hier sichtbar wurde, wie macht man das denn macht, christlich leben.

Stephanus lässt sich steinigen, er bleibt sich treu, er steht für seine Sache ein. Sebastian lässt sich von Pfeilen durchbohren, er weicht keinen Millimeter. Er ist ein Mann, auch wenn er dafür sterben muss. Katharina, die aufs Rad geflochten wird. Die ganzen Frauen, die sich für ihren Glauben entweder gegen ihren Vater oder gegen ihren Ehemann durchsetzen und sich nicht unterkriegen lassen. Man kann mit diesen Vorbildern so schön die Schwere des Schicksals miterleben. Vielleicht denkt man dann die Schwere des eigenen Schicksals mit und lässt sich von der Standhaftigkeit tatsächlich beeindruckt. Es ist heute kaum anders. Die glatten, die Stars, die auf der Siegerstraße werden noch mal um Längen interessanter, wenn sie sich scheiden lassen, Krebs haben, mit Alkohol nicht umgehen können, ein Comeback versuchen. Es ist nicht interessant, wie jemandem alles zufällt. Aber wie einer im Leben steht und damit kämpft, davon lebt eine ganze Medienindustrie. Und wenn die Leute lesen wollen, wie schafft der das oder wie schafft die das, dann hoffen sie, dass sie es selber auch schaffen können.

Nicht Ideal, trotzdem Vorbild

Ich wurde, als ich mich für die Männerarbeit vorstellte, danach gefragt, welche Männer aus der Bibel für heutige Männer interessant sein könnten. Ich habe nicht an die Apostel und Idealgläubigen gedacht. Die taugen dafür am wenigsten, weil sie nicht im Leben stehen, sondern darüber schweben. Bei allen anderen aber fällt die Auswahl schwer. Ich habe damals mit Salomo geantwortet wegen seiner Weisheit und Gerechtigkeit. Er war spirituell. Er war bescheiden. Er hat einen großartigen Tempel gebaut. Er hat schwierige Situationen gemeistert. Er war integer und wahrhaftig. Er war ein großer Mann. Aber ich hätte auch Paulus nehmen können, der mit Schwachheit umgehen kann und trotzdem etwas erreicht. Ich hätte Petrus nehmen können, der erst Jesus verleugnet und dann ein Fels für die Kirche wird.

Die biblischen Figuren sind deshalb so gut für das Thema Vorbilder geeignet, weil die meisten ihre Kanten haben und eben nicht glatt sind. David hat seinem Hauptmann die Frau ausgespannt. Elia hat seine Rivalen umgebracht und war stolz darauf. Jeremia wollte alles hinschmeißen und hat dann doch weiter gemacht. und Josef war ein eitler Fatzke, der seinen Brüdern auf die Nerven gegangen ist mit seinem Gebrauche. Und Adam ganz am Anfang war einer, der seine Möglichkeiten falsch genutzt hat, der mehr wollte als das Paradies ihm zu bieten hatte und es darum verloren hat.

Was schon explizit schon mit dem Etikett Vorbild empfohlen wird, ist die Untadeligkeit, die Gebotstreue, die Verkörperung des Idealen. Sozusagen Hundert Punkte. Nicht streiten, nicht lügen, nicht begehren. Aber Menschen streiten nun mal, Menschen lügen und Menschen begehren. Auch schon die Menschen der Bibel. Real existierende Menschen sind nie der Idealzustand. Aber sie können trotzdem oder vielleicht genau deshalb Vorbilder sein, weil sie das Unerreichbare mit dem wirklichen Leben in Verbindung bringen und deshalb erst authentisch werden.

Die Versuchung ist groß, beim Thema der vorbildlichen Männer eine Palette von Eigenschaften aufzuzählen, und wer das alles hat, der ist ein vorbildlicher Mann. Familiär, aber auch unabhängig. Tatkräftig, aber auch gefühlvoll. Weise, aber mit Humor. Damit holen wir vermutlich vor allem unsere eigenen Wünsche ans Tageslicht und vergessen dabei, wir haben es mit Individuen zu tun. Lebenssituationen sind individuell. Lebensentwürfe und Lebenseinstellungen auch. Wenn ich sage, das Bild vom guten Vater ist ein Vorbild, wird das auf den Alleinlebenden nicht passen, auf den Schwulen nicht und auf den in Scheidung lebenden vermutlich auch nicht. Der Sohn wird schließlich sagen: na, so gut war er auch nicht in allem. Das Thema verleitet zu einfachen Sätzen, die richtig klingen – so ist ein Mann. Aber genauso ist er eben auch nicht.

Jesus hatte von drei Ebenen gesprochen. Gott als das Gute selbst. Die Gebote als die guten Maßstäbe. Und schließlich das gute Leben und gute Tun. Wo gehören die Vorbilder hin? Wir verorten sie oft auf der zweiten Ebene. Sie sind die Paradebeispiele, von denen wir schon genervt waren, wenn unsere Mutter sie uns vorgehalten hat. Sie sind die unnahbaren heiligen, die alles richtig machen. Aber wenn wir etwas nur als richtig feststellen, geht davon noch lange keine Kraft aus.

Vorbilder wirken auf der Ebene, die Jesus als Letztes anspricht: Folge mir nach. Der Jüngling kann es nicht, aber er wird traurig darüber. Vorbilder wirken, weil sie uns berühren und beschäftigen. Es kann gelingen, dass auch bei einem Bonhoeffer oder Martin-Luther-King diese Betroffenheit erreicht wird. Aber ohne dies bleiben sie die Heiligen einer anderen Sphäre, die immer ein paar Zentimeter über der Erde schweben, auf der wir stehen.

Ich glaube, es wird überzeugender sein, wenn wir uns Situationen berichten. Wo war jemand für uns Vorbild in einem Aspekt seines Lebens, in einer prägenden Begegnung. Er kann in anderer Hinsicht ganz und gar nicht überzeugend gewesen sein. Denn er ist auch nur ein Mensch. Aber er hatte trotzdem die Kraft, etwas in mir anzustoßen und hat etwas an mich weiter gereicht. Ein älterer Junge, vielleicht damals 16, hat mir manchmal so vertraut zugezwinkert. Es war vermutlich so eine Masche von ihm. Er war auch etwas arrogant. Aber es hat mir damals gut getan, von einem Älteren so freundlich wahrgenommen zu werden. Es ist fast nichts, aber ich erinnere mich bis heute daran, wie leicht man Menschen mit einer einfachen Wertschätzung etwas Gutes tun kann.

Vorbilder sind nicht Idole, Idealbilder. Ein Vorbild ist jemand, der mich beeinflusst hat auf dem Weg zu werden, was ich bis heute geworden bin. Mehr ist ein Vorbild nicht. Wir leben in einer Zeit, in der Individualität groß geschrieben wird. Niemand will so sein wie alle, sondern möchte etwas Eigenes und Besonderes darstellen. Ich brauche deshalb auch kein Vorbild, um es zu kopieren, damit ich genau so werde. Was ein Vorbild leisten kann, ist für einen Aspekt des Lebens beispielhaft gewesen. Ein Beispiel in einer konkreten Situation für einen Moment gelingenden Lebens, der sich mir eingebrannt hat und zu einem Stück Einsicht geworden ist. Das bleibt mir und ich werde die Einsicht auf neue Situationen anwenden. Wahrscheinlich bin ich mir dessen nur selten bewusst. Genauso wie man zum Vorbild am seltensten mit Absicht wird. Wahrscheinlich sind wir es selbst schon häufig gewesen. Manchmal ohne dass wir es wollten. Und häufig sogar, ohne dass wir es je erfahren werden.

Mit einem Beispiel dafür will ich schließen. Mein Portemonnaie war weg. Irgendwann am Abend muss es verloren gegangen sein. Beim Zubettgehen fiel es mir erst auf. Aber es war zu spät, um noch einmal zurück zu gehen. Also erst einmal schlafen. Doch daraus wurde nichts. Wo bist du überall gewesen? Wo kann es passiert sein? Was musst du morgen als erstes tun? Die EC-Karte sperren. Wie kriegt man im Ausland die Nummer dafür raus? Dann muss neues Geld her. Und die Strecke von gestern muss noch einmal von hinten nach vorne abgesucht werden. Die Nacht war keine Erholung. Aber am Morgen stand der Krisenplan fest.

Er war nicht nötig. Ein Junge hatte das Portemonnaie gefunden. Er hatte es brav abgegeben. Die erste Nachfrage auf der gestrigen Route hatte Erfolg. Es war alles noch da. Selbst das Geld war noch vollzählig. Er hatte nichts heraus genommen. Er hatte alles abgegeben. Schade, dass ich nicht wusste, wer er war. Er hatte keinen Namen hinterlassen. Ich konnte ihm nicht mal einen Finderlohn geben und mich nicht bedanken. Und er würde gar nicht wissen, wie sehr er jemand anderen erleichtert hat.

Ich hätte ihn auch gerne einfach kennen gelernt. Er schien ja für sein Alter schon viel zu wissen. Vielleicht mehr als manche Erwachsenen. Zum Beispiel, dass nicht alles einen Lohn haben muss. Man trifft sich immer zweimal, heißt es. Vielleicht gibt es also für mich irgendwann noch eine Gelegenheit mich zu bedanken. Wenn aber nicht, hoffe ich, dass dieser Junge dieselbe gute Erfahrung mit jemand anderem macht und auf diese Weise ein später Lohn zu ihm zurückkommt.

Ich werde mich in einer ähnlichen Situation an ihn erinnern. Und wir könnten gemeinsam vieles Derartige zusammen tragen. Das soll im nächsten Jahr in den Männergruppen passieren. Männer finden zwar Fußballer und Rennfahrer gut. Aber die leben in einer anderen Welt. Erfahrungen haben wir mit dem Arzt, Lehrer oder vorgesetzten Meister, mit Großvätern und unseren eigenen Söhnen und Töchtern. Selbst mein Nachbar kann mich überzeugen in seiner Hilfsbereitschaft – immer freundlich, ohne zu zeigen wie lästig es ihm eigentlich ist. Wir verändern uns mit solchen Vorbildern mit. Viel mehr als durch Auswendiglernen oder Bücher lesen. Menschen lernen durch Menschen, wie sie selbst Mensch sein können. Davon zu reden, ist unser Vorhaben im nächsten Jahr. Ich hoffe, unsere Männer machen gerne dabei mit.